

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 6.

Donnerstag, am 20. Februar

1851.

### Liebesiege.

Novelle von

H. A. Werner.

(Fortsetzung.)

Endlich kam die Stunde der Entscheidung. Der Professor hatte durch einen sanften Schlummer, die Grillen verscheucht, welche ihn den ganzen Morgen umflattert hatten. An das Ausframen des Korbes ging er mit der heitersten Laune. Er fühlte sich wie der Triumphator, der nach rühmlichen Siegen in dem Beifall eines ganzen Volkes den Ersatz für die tausend Strapazen des Feldzuges findet und alle Huldigungen als schuldigen Tribut seiner Größe betrachtet.

Das erste Papier, das er hervorzog, war ein namenloses Gedicht, dessen Verfasser er übrigens aus zwanzig bekannten von diesen in ewiger Jugendfrische wiederholten Wendungen errieth. Er fand sich darin bezeichnet, als Alexander der theologischen Wissenschaften, dessen Herrschaft sich selbst bis in die entferntesten Winkel der Gelahrtheit erstreckte; als den St. Georg, der den bösen Wurm zu tödten berufen sei, nämlich den Wurm des Aber-

glaubens; als den Apostel Petrus, der den Himmel des Glaubens und Wissens aufschliesse; als das große Licht, das nie verlöschen werde. Das Alles ließ sich hören; als aber am Schluß der Verfasser in Zweifel gerieth, wohin er seinen Angebeteten stellen solle, ob der Plag zwischen Christus und Luther für ihn nicht noch zu niedrig sei, ward ihm die Abgeschmacktheit zu derb und er warf das Papier bei Seite.

Das zweite war ein einfaches Schreiben, worin ihm der Dank und Glückwunsch eines fernen Verehrers ausgesprochen wurde, der unterzeichnete Mann war keiner von besonderm Klang. Es flog deshalb ebenfalls bei Seite.

Das dritte, ein lateinisches Gedicht eines namhaften Gelehrten, fesselte zuerst von allen seine Aufmerksamkeit. Nach Zusammenstellung seiner verdienstreichen Werke fand er darin einen lauten, enthusiastischen Zuruf: nur muthig fortzufahren mit Erstürmung der Hölle, mit Offenbarung der Wahrheit. Seinem Streitermuth müsse es gelingen, das fallende Panier der Religion wieder aufzupflanzen und zu behaupten. Den Schluß bildete die Uebersetzung des Lutherverses: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' ic.“ Mit Befriedigung schied er die-



ses Werk von den faulen Schafen aus; es wanderte in die dickleibige Mappe; worein die würdig befundenen Dokumente dieser Art vereinigt waren.

So ging es fort durch eine Reihe von guten und schlechten, gebilligten und verworfenen Zuschriften, als er plötzlich mit einem wilden „Ha!“ im Stuhle emporschnellte.

Die Frau Professorin hatte an seiner Seite gestanden und anfangs an der Prüfung der Schriften stillschweigend Theil genommen. Allmählig aber hatten sich ihre Gedanken auf einen ganz andern Gegenstand gewendet.

Ihr Geist war beschäftigt, den Bund zwischen Fleischer und Fanny zu knüpfen und erwog eben, welche Folgen seine heutige Nachlässigkeit auf die Gesinnung des Professors äußern könnte. Sie selbst hegte keinen Zweifel mehr, daß Fleischer der Ihrige sei. Der Blumenkorb, den er gesandt, hatte alle Besorgnisse niedergeschlagen und wiegte sie in den schönsten Traum ein, den eine stolze Mutter träumen kann, ihr Kind als die Gattin eines Mannes zu sehen, der in äußerlichen Dingen ebenso reichlich ausgestattet wäre, als im Geist und Gemüth.

Sie schwebte also in einem Himmel der Selbstzufriedenheit, aus welchem das „Ha!“ des Professors sie aufschreckte.

Ihr Auge fiel auf den Korb und gewahrte den Gegenstand des Schreckens. Der Leser erräth ihn: es war Rosenschilds Brief.

„Welcher Zufall, welche Intrigue warf dies hier her?“ schrie der Professor.

Madame konnte natürlich keinen Aufschluß geben. Sie streckte die Hand nach dem Briefe aus und meinte, daß man ihn nur gleich uneröffnet den Weg zurück nehmen ließe.

„Zu spät!“ jammerte Nebel, „Ich erbrach ihn schon.“

„So geht er erbrochen zurück!“ war die Antwort.

„Ja wohl!“ wandte er bitter ein, „und der gelehrte Narr kann dann glauben, daß er dennoch gelesen ist. Er versank in ein stummes Brüten. „Ja! zurück soll er,“ fuhr er plötzlich auf. „Aber, da wir einmal dem Verdacht nicht entgehen können, gelesen zu haben, so wollen wir ihn wenigstens nicht mit Unrecht über uns ergehen lassen.“

Der Professor schmeichelte sich vielleicht einen völligen Widerruf zu finden und da dieß für seinen

Stolz genügt hätte, um ihn auszuföhnen, so wollte er lesen. Aber dem Scharfblicke Molly's entging diese Bewegung in seiner Seele nicht und darum setzte sie Alles ein, um ihn von dem Entschlusse abzubringen.

Doch vergeblich. Er nahm und las.

Dies Gesicht nahm während des Lesens von Zeile zu Zeile einen fürchterlicheren Ausdruck an. Es ward zur Karrikatur. Zusehend sank die Spitze der ragenden Nase, die Augen erweiterten, die Stirne faltete sich.

„Sophismen und Narrenscheidung!“ zürnte der Professor vor sich hin. „Mißverständnis? — oder Tollheit! Wenn er meine Ansichten bekämpft, so hält er sie für falsch und mich für dumm. Wo er mir den Verstand abspricht, beschimpft er mich persönlich: und ich wäre dennoch nicht beleidigt?“

Die Gattin des Erzürnten war natürlich nicht geneigt, etwas Anderes zu thun, als den Haß zu nähren, so wenig sie sich zu der Logik, welche er eben ausgekramt hatte, verstehen zu können glaubte. Und so entschied sich auch dieses Mal das Schicksal des armen Doctors zu seiner Ungunst.

Drei Tage waren seit der Schreibung des nutzlosen Briefes verflossen. In einer angsthaften Spannung lauerte der Doctor auf eine Erwiederung. Aber der Professor hatte beschlossen, ihn mit einem verachtenden Stillschweigen zu strafen.

Rosenschild war durch das Schweben zwischen Himmel und Erde einer halben Zerrüttung des Geistes und Gemüthes verfallen. Er fürchtete in manchen Momenten nichts Geringeres als den Wahnsinn. Seine Studien, das Denken, Lesen, Schreiben waren ihm unmöglich; er fühlte sich wie durch unheimlichen Zauber von seinem Studirtisch abgestoßen, seine Fassungskraft schien ihm abzunehmen, eine Gedankenreihe zu verfolgen, fühlte er sich unfähig und alle Versuche, sich in gewohnte Beschäftigung zu versenken, scheiterten an dem einen unentfliehbaren Gedanken an Fanny, die ihm versagt sei, die er gefunden, um sie zu lieben und geliebt habe, um zu Grunde zu gehen. Selbst Briefe und Pakete lagen uneröffnet angehäuft. Er war gleichgültig gegen die Außenwelt geworden. Den großen Theil seiner Zeit lehnte er in der Ecke seines Sophas und grü-



belte bei durch düstere Vorhänge verdunkelter Stube über diesen Gegenstand. In dumpfer Apathie starrte er den ungeheuern Rauchwirbeln nach, welche er der Cigarre entzog und mit kindischer Ausdauer von sich blies. Seine Thür war verschlossen für Jedermann, außer für den Einen, den er seit drei Tagen Freund nannte und dessen er jeden Augenblick als eines Boten seines Unglücks harrete.

„Endlich klopfte es an der Thür. „Öffnen Sie, Doctor!“ rief Heinrichs Stimme, die unmittelbares Gehör fand.

Kleischer trat ein.

„Es war vergeblich und Alles ist verloren;“ murmelte der Liebeskranke nach einer langen Pause. „Ich lese in Ihren Zügen.“

Heinrich erzählte, was er erzählen konnte, nämlich was er von Fanny gehört. Seiner Verabredung zum Trost war er zu ihr geeilt, um zu erfahren, daß auch sie an unermesslichem Kummer leide, daß kein Wort über des Doctors Brief in ihrer Gegenwart gefallen sei, und daß sie nur sagen könne, sie vermüthe, derselbe sei Anlaß gewesen von dem jähen Ausschrei und einer lebhaften, wenn auch kurzen Zwiesprach, deren Heftigkeit wohl, aber nicht deren Inhalt sie vernommen hatte.

„Ich wußt' es im Voraus! Es ist Alles verloren und ich — habe mich vergeblich vor dem Starrsinn des Professors erniedrigt,“ wiederholte Rosenschild, nach dem er dieß mit angehört hatte.

„Nein! Nichts ist verloren!“ erwiderte Heinrich. „Hoffen Sie noch! Muth und Ausdauer siegt.“

„Hoffen!“ war die Antwort. „Hoffen, wenn alle Versuche fehlschlagen? Ich werde mir Mühe geben, meine Liebe mir aus dem Herzen zu treiben, und mich still in die grausame Schickung zu fügen.“

„Sie sind krank, Doctor. Sie bedürfen einer Arznei. Sie müssen Fanny sprechen,“ fuhr nach einigem Schweigen Heinrich fort.

„Sie sprechen? Ja! wenn das möglich wäre. Wie sollte ich die Keckheit haben, mich in ihr Haus zu drängen?“

„Ein Rendezvous! Ein Stehbüchlein unter vier Augen.“

„Ein Rendez —!“ der Doctor sprach dieses Wort nicht aus. Der bloße Gedanke einer solchen Zusammenkunft erschütterte seine Fassung.

„Ein Rendezvous!“ wiederholte Heinrich ruhig.

„Warum erschrecken Sie? Ist das Beisammensein mit einem Weibe, das man liebt, von dem man wieder geliebt wird, etwas so Furchterliches? Ich erwartete nicht, Sie davor erschrecken zu sehen.“

„Ein Rendezvous!“ redete der Doctor vor sich hin. „Es ist unmöglich — unerhört! Mein Stand und ein Rendezvous! Ich und ein Rendezvous!“

„Es ist nicht anders!“ entgegnete Heinrich, der Mühe hatte, ein humoristisches Lächeln, das ihn anwandelte, zu unterdrücken. „Schon hat mir Fanny auf mein dringendes Bitten zugesagt, und Ort und Stunde bestimmt, Sie dürfen sich nicht weigern, ohne mich bloß zu stellen und sie zu verlegen. — Fanny verursachte mir weniger Mühe, sie zu überreden,“ fügte er in besonders nachdrücklichem Tone hinzu.

Der letzte Zusatz war glücklich berechnet. Er zündete in Rosenschild's Herz, das wie mit einem Male tausend Gründe fand, die Zusammenkunft zu gewähren und zu suchen und jetzt eben so sehnlich wünschte, als er vorhin verabscheut hatte.

„Sie werden gehen!?“ wiederholte Heinrich in halb diktatorischem Tone, indem er sich verabschiedete. Der Doctor schüttelte ihm als Zeichen der Befahrung die Hand.

„Recht so!“ fuhr darauf Heinrich fort. Muth, ja ein Stück Kühnheit, muß jetzt Ihre Waffe sein. Und wer weiß, was noch Alles geschieht und ob Sie nicht mit Fanny als irrender Ritter auf Abenteuer ausziehen.“

Der Doctor hatte nach seinem kecken Entschluß schon wieder in soweit die Ruhe gewonnen, daß er über diesen Scherz lachen konnte. Dagegen hatte sich Heinrich überzeugt, daß der kühne Streiter auf gelehrtem Felde zu einem Schritte in seinen nächsten Angelegenheiten zu einem entschiedenen Auftreten gegen Fanny's Vater sich nicht würde entschließen können. Er hatte sich daher noch während des Zusammenseins mit Jenem seinen Entwurf gemacht, den er aber klüglich verschwieg. —

Fanny, von dem Versprechen einer Zusammenkunft, zu welchem sie von ihrem Freunde gedrängt worden war, gebunden, fühlte eine tödliche Beklemmung, so oft sie daran dachte. Ein so außerordentlicher Schritt machte das wie eine Treibhauspflanze aufgewachsene Kind, das nie ohne fremdes Geleit den Fuß über die Schwelle des Hauses ge-



setzt hatte, erbeben. Sie glaubte die Erste ihres Geschlechts zu sein, welche eine solche Kühnheit die sonst nur in Romanen vorkomme, in die That zu übersetzen unternähme. Sie betrachtete sich schon als Abenteuerin, als ein Geschöpf, das alle Grenzen der Ordnung und Zucht zu überspringen im Begriff sei — indem sie dem Geliebten eine Zusammenkunft gewährte. Träumerisch, fassungslos — starrte sie den ganzen Rest des Tages, an den Boden, die Wände umher; ihr Blick war rasch und unsicher geworden, als hätte sie ein Verbrechen auf sich. Und dennoch — dennoch hatte sie auch den Muth zu Umänderung ihres Entschlusses und Zurückziehung ihres gegebenen Versprechens nicht.

Zu lebhaft stand vor ihrer Seele das Bild, welches Heinrich ihr von Rosenschild's Zustand gemacht hatte. Sie sah den Geliebten nur halb noch seiner innern und äußern Sinne Meister, in der brütenden Verzweiflung, die wir vorhin an ihm fanden und welche ihr mit lebhaftesten Farben vorgemalt worden war. Sie begriff das Furchtbare seiner geistigen Verstortheit um so mehr, als sie an ihm die Schwäche, die ihn zu einer That nie kommen ließ, längst kennen gelernt hatte und begriff auch, daß wenn sie nicht den Muth habe, die Hälfte Weges dem Geliebten entgegen zu kommen, er unbedingt für sie verloren sei. So kam dem schwachen, weichen, ätherischen Weibe die Kraft zu einer in ihren Augen unerhörten Handlung, während der Mann, dem zu Liebe sie dieselbe ergriff, von einer lähmenden Lethargie gefangen genommen, sich nur leidend verhielt.

Fanny verbrachte den Abend und die Nacht in fieberhafter Aufregung. Wenig Schlummer und dieser wenige von störenden Traumgestalten durchkreuzt kam auf ihre Augenlider. Sie wünschte den Tag herbei; und doch wurde ihre Beklemmung und Angst noch ärger als dieser Wunsch sich endlich erfüllte. Lange vor dem Schlage der fünften Stunde, war sie aufgestanden. In dem Zimmer, das durch die Strahlen der Morgensonne, die sich hinter den rothen Gardinen hervor Bahn brachen, magisch beleuchtet war, wandelte die schwachtende Gestalt lautlos aber in fiebernder Geschäftigkeit hin und her, dann wieder, saß sie minutenlang nachdenklich mit aufgestützten Kopf auf ihrem Bette,

und sofort wieder in ihre vorige eifertige Thätigkeit zu verfallen.

Endlich war sie bereit. In Hut und Schleier und Mantel tief verhüllt öffnete sie die Thüre. Auf der Schwelle blieb sie noch einmal stehen, sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihren Entschluß aufgeben, in das Zimmer zurück; aber der Gedanke an die Leiden des Geliebten, die Furcht, diese Leiden dadurch, daß sie die zugesagte Begegnung nicht gewähre, zu vermehren, besetzte alle andern Empfindungen. Sie ging. Lautlos schloß sich die Thüre hinter ihr. Auf dem Vorsale lauschte sie; Todesstille rings umher. So schlich sie auf den Behen weiter. Alles schien sich zu ihrem Glück zu vereinigen. Die Saalthüre öffnete und schloß sich ohne zu knarren; und an der gewöhnlichen Stelle hing der Schlüssel zur Hinterthüre, welche sie in einen Biergarten hinausließ, von dem sie ohne Hindernisse die Straße betrat.

Eben dröhnte die Glocke der Thurmuhr. Sie zählte gespannt die Schläge — es war wirklich fünf Uhr. Die Zusammenkunft war auf halb sechs Uhr angesetzt. So hatte sie also Muße. Aber wider ihren Willen beschleunigte sich ihr Schritt; eine unbekannte Macht trieb sie vorwärts. Die Straßen waren noch so still und leer, sie erschienen ihr in einem gespenstigen Lichte, trotz des hellen Sonnenglanzes, der den Himmel vergoldete. Ihr fröstelte; die Luft zog so kühl durch die Gassen und die Häuser warfen ihre Schatten gerade vor sich auf die ganze Breite derselben. Das Alles trug dazu bei, sie zu beängstigen und ihren Schritt nach und nach in Laufen zu verwandeln. —

Es war der von Fanny festgesetzte Ort, welchem sie jetzt mit fliegenden Schritten zueilte. Zu ihrem Schrecken aber gewährte sie eben an dem bezeichneten Platz einen Reisewagen halten, der ohne Zweifel auf Jemand wartete. Sie zögerte, dachte an Umkehr. Allein wenn sie bedachte, daß sie, nachdem sie sich einmal allen möglichen Gefahren ausgesetzt habe, nun gerade ihren Zweck verfehlen sollte, wenn sie an Rosenschild sich erinnerte, wenn sie ihre eigne Lage erwog — sie konnte nicht zurück. Sie fühlte, daß eine letzte glückliche Entscheidung durch ihren Muth allein herbeigeführt werden könnte, und dieses dunkle Gefühl rüstete sie, mit all der Kraft aus, deren sie bedurfte.



Ihr leichter leiser Schritt mußte bis jetzt nicht gehört worden sein; als sie sich aber bis auf wenige Schritte dem Wagen genah, bog sich hastig um die Wagenecke herum vom Kutscherstige aus der obere Theil einer männlichen Gestalt. Fanny schrie laut auf: „es war Heinrich.“

„Sie sind brav!“ rief er ihr entgegen, indem er vom Boock herabsprang und reichte ihr die Freundeshand, die sie jetzt mit einer Kühnheit ergriff, worüber sie selbst erstaunte.

Sie legte die ganze kleine Hand in die des Studenten, die bisher kaum die Fingerspitzen berührt hatten und sah ihn mit einem scheuen Lächeln der Verlegenheit an.

„Was werden Sie von mir denken, daß ich diesen Schritt thue?“ fragte sie dann, die Augen zu Boden richtend.

„Daß Sie lieben, daß Sie geliebt werden und daß Sie einen Verzweifelnden glücklich machen.“

Fanny sah ihn forschend an.

„Mein Fanny! beängsten Sie sich nicht. Sie haben Ihre Furcht überwältigt, überwältigen Sie auch ein Vorurtheil Ihres Standes. Liebe und Convenienz! Sie hören, schon die Zusammenstellung klingt lächerlich.“

„Wohl!“ entgegnete Fanny, die genau aufgemerkt hatte, mit Seufzen. „Aber Elternliebe? Gehorsam gegen die Eltern? Rechnen Sie das auch zur Convenienz? — Reden Sie nicht mehr davon! Meine That könnte mich reuen; meine Vernunft könnte mir vorwerfen, daß ich die höhere Pflicht gegen die niedere vernachlässigt hätte.“

Die letzten Worte sprach sie langsamer und mit erzwungener Fassung. Zuerst überflog eine heftige Röthe ihre Züge; dann erblaßte sie und begann zu zittern. Sie hatte den Doctor gesehen, der eben seines Weges daherschritt.

Aber sie hörte ihn nicht. Alle ihre Sinne gingen in dem einen des Auges unter. Rosenschild hatte sie von ferne erkannt, und eilte mit hastiger Bewegung ihr entgegen. Heinrich trat zu den Pferden und um Ihnen einen störenden Zeugen zu sparen, stellte er sich eifrig mit dem Geschirr derselben beschäftigt. „Wilhelm!“ rief plötzlich Fanny, drei Schritte dem Doctor entgegen stürzend. „Wilhelm!“

schluchzte sie an seiner Brust ruhend, dann verstummten Beide in einer langen Umarmung.

„Steigen Sie ein!“ bat Fleischer auf's Neue. „Wenn man Sie so fände auf offner Straße — glauben Sie nicht, daß in einer Stunde ganz J... dieses Gerüchtes voll wäre?“ Die Mahnung wirkte, das Paar ließ sich von ihm in den Wagen schieben und sorgsam verschloß er Fenster und Thüren von Außen, ehe er sein angemessenes Kutscheramt antrat. Dann schwang er sich wieder auf den Boock, die Peitsche fiel auf den Rücken der Pferde, und im Galopp flog der Wagen von dannen.

Eine Stunde lang rollte er auf der Landstraße fort, den Pferden wurde keine Frist gegeben zu verschmausen. Zum schärfsten Trab getrieben, flogen sie durch das reizende Thal der Saale, durch Dörfer und an Gasthäusern vorüber; der Morgen war frisch, ein kühler Luftzug strich ihnen entgegen, so konnten die Thiere die Anstrengung aushalten.

Beobachten wir indessen die beiden Liebenden, in denen nach dem ersten Ausbruch eine neue größere Scheu erwacht war. Die erste halbe Stunde saßen sie stumm neben einander. Seufzer waren die einzige Sprache, die sie redeten.

Allmählig wagten sie wieder einander in die Augen zu sehen und wirklich — es ging zum Verwundern gut. In kurzer Zeit hatten sie es dahin gebracht, ihre Blicke auszuhalten und zu erwiedern.

Da geschah es, ich weiß nicht, durch welchen tückischen Zufall, daß Fannys Mantel von ihrer linken Schulter herabrollte und auf des Doctors Schoos fiel. Sie streckte die Hand aus, um den Verräther an sich zu ziehen, des Doctors Hand begegnete der ihrigen, und siehe, anstatt des Mantels nach dem Beide gegriffen hatten, faßten Beide die zusammentreffenden Hände. Es ist wahr, sie zuckten Anfangs zurück; aber die Anziehung war gewaltiger als die Abstoßung; die Hände fügten sich in einander und bildeten eine Kette der Seelen, die in Beide ein ungeahntes Feuer überströmen ließ. Mit verbundenen Händen lehnten sie sich zurück und schwelgten in der stillen Wonne dieser Berührung. Das beeängstigende Gefühl des ganz freien und unbräuteten Beisammenseins war überwunden.

„Himmliches, mildes Mädchen!“ preßte er endlich hervor und küßte ihre Hand, indem er sich niederbeugte.



„Theurer Mann!“ flüsterte sie und ihr Auge leuchtete auf. Die Flammen hatten den Damm des Förmlichen durchbrochen und loderten nun in hellen Farben empor.

„Und Sie haßten mich nicht?“ fuhr sie fort nach einer Pause. „Sie waren mir nicht gram um meiner Eltern willen? Es war meine einzige Sorge, Wilhelm! Dank dem, der sie von mir nahm!“ Sie blickte auf Heinrich, der durch ein Glasfenster sichtbar war.

„Ich Sie haßen? Ich das reinste, edelste Wesen haßen, das Gott schuf?“ stotterte er und seine Hand drückte feuriger die ihrige. „Hätte ich haßen können! Man sagt zwar, der Haßende sei zu bemitleiden; dann aber ist der Liebende zu beweinen, Fanny. Ich war namenlos elend.“

Die Bahn war gebrochen. Beide beeiferten sich, eine Schilderung ihres Seelenzustandes seit ihrer Trennung von einander zu geben; beide erzählten, wie sie zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwelend lange geschwankt, wie ihn allmählig Alles aufgegeben, bis endlich der junge Mann zwischen sie getreten, dem weder der Muth noch der Wille gefehlt habe, zu helfen. Beide verschlangen gegenseitig die Worte des Anderen. Beide wähten himmlische Musik zu hören und versanken endlich so tief in das Glück der Gegenwart, daß Vergangenheit und Zukunft vor ihren Blicken schwanden.

„Was ist das?“ schrie Fanny, als sie plötzlich an der Erschütterung bemerkte, daß die Räder über das Pflaster einer Straße rollten.

„Wo sind wir?“ rief in diesem Augenblick der Doctor, der durch das Fenster gesehen und die Häuser zu beiden Seiten nicht wieder erkannte.

Im nächsten Augenblick hielt der Wagen, ein Kellner öffnete den Schlag und auf die erneuerte Frage „Wo sind wir?“ wollte er eben lächelnd antworten, als Heinrich herzutrat.

„Kommen Sie, die Pferde müssen verschnaufen.“ Die Vermittlerrolle, die er bisher gespielt hatte, gab allen seinen Worten und Handlungen besonderem Nachdruck. Das Liebespaar folgte seiner Aufforderung.

„Um Gottes Willen! Was haben Sie mit uns gethan?“ fragte Rosenschild, der sich indessen ausgemerkt hatte, den Freund, als sie in das Zimmer traten. „Wir sind in Kahlra, vier Stunden von J...“

Fanny trat bestürzt einen Schritt zurück.

„Ich habe gethan, was zu beschließen ich Sie nicht muthig genug glaubte. Als ich vor wenigen Tagen zu Ihnen sprach, was zu beginnen sei, erwähte ich das Wort Entführung. Sie bebten davorn zurück. Ich habe für Sie gehandelt, indem ich Sie sammt dieser Dame, deren Glück mir theuer ist, wie das meinige und nur auf diesem Wege erreicht werden kann, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten, von dannen führte.“

Diese Worte wirkten wie Donnerschläge.

„Ich bitte Sie auf den Knien, führen Sie uns zurück!“ rief ihn Fanny an. „Noch ist es Zeit. In einer Stunde kann ich wieder unentdeckt zu Hause sein. Ueben Sie Menschlichkeit!“

„Es ist zu spät,“ entgegnete Heinrich. „Mein Brief, der Ihren Eltern meldet, daß der Doctor mit meiner Hilfe mit Ihnen flüchte, schöne Fanny, ist in den Händen Ihres Vaters, dem ich die Bedingung gestellt habe, entweder das Band zwischen Ihnen Beiden zu knüpfen, oder Sie nie wieder zu sehen. Sie bemerken, das Letztere ist nur leere Drohung; allein Klumpen gehört zum Handwerk, wie das Sprüchwort sagt.“ Das Mädchen sank in einer Anwandlung von Ohnmacht in das Sopha; Heinrich eilte sie zu beruhigen, während der Doctor in großer Aufregung auf und nieder schritt, keines Wortes fähig.

„O nun ist Alles verloren!“ jammerte das Mädchen, ohne seine Worte zu beachten. „Meine Ehre, mein Frieden und meine Hoffnung. Stürmischer, grausamer Mann! Sie haben mich zu Grunde gerichtet!“

Da Heinrich einsah, daß vor der Hand nichts zu thun sei, schwieg er und ging. Als er nach einer Viertelstunde zurück kam, saßen Fanny und der Doctor Hand in Hand neben einander, aber des Mädchens Thränen waren trocken und auf des Mannes Stirn ruhte eine wunderbare, männliche Heiterkeit. Er sah sie Beide prüfend eine Secunde an, dann begann er:

„Ich sehe, daß Sie gefast sind, mich zu hören und zu verstehen. Ohne Zweifel wähten Sie, daß



ich es auf eine Reise ins Blaue abgesehen habe. Aber — Sie irren sich. Sie Doctor erzählten mir gestern von einem Freunde, den Sie in Filschendorf haben, wo er Pastor ist. Aus der Schilderung, die Sie mir von ihm machten, begriff ich, daß er fähig ist, für seine Freunde Etwas zu wagen; und aus dem Enthusiasmus, mit welchem Sie redeten, daß er wirklich Ihr Freund im vollsten Wortsinne sei. Dies gab dem Plane, den ich entworfen hatte, die Vollendung und Ausschlag. Wir gehen zu ihm!"

„Zu Vorke?“ jubelte der Doctor. „Fleischer, Sie reden mir aus der Seele. Eben hatte ich denselben Entschluß gefaßt, und meine Braut — Du erlaubst mir theuerste Fanny, daß ich Dich so nenne — beredet, daran Theil zu nehmen.“

„Wie, Fanny? Sie hätten sich entschlossen, Sie wollen es wagen und vor Allem, Sie verzeihen mir?“ fragte Heinrich, und Freude verklärte sein Angesicht.

„Ich verzeihe Ihnen nicht,“ entgegnete sie seine Hand fassend, „denn ich habe nichts zu verzeihen. Aber ich danke Ihnen. Sie thaten mehr für uns, als sonst Freunde zu thun pflegen — Sie handelten, wo wir die Kraft dazu nicht hatten. Aber Sie, Sie haben Ursache mir zu grollen! Mein Schreck machte mich selbstvergessen.“

„Stille! stille!“ bat Heinrich. „Und nun auf nach Filschendorf! Alles ist bereit zur Abfahrt.“

Und nach drei Minuten rollte der Wagen, anstatt den Rückweg zu nehmen, in der ersten Richtung weiter.

Die plötzliche Verwandlung, die in der Abwesenheit Heinrichs in den Gemüthern der Entführten vorgegangen, erschien ihm als Räthsel; ein Gott mußte eingegriffen, und diese Beiden auf eine wunderbare Weise erkräftigt haben.

Wir sind dem Leser Aufklärung schuldig und sind sehr erfreut, daß die Geschichte uns dazu in Stand gesetzt hat.

„Lassen Sie uns umkehren!“ weinte Fanny, als Heinrich herausgegangen war. „Wir werden uns meinen Eltern zu Füßen werfen, wir werden an ihre Milde, an ihre Herzensgüte appelliren, wir werden unser Loos vertrauensvoll in ihre Hände legen; wir werden das Verdienst in Anspruch nehmen, uns ihrer Milde anvertraut zu haben in einem Momente, wo es uns verflattet war, aus eigener

Macht zu handeln, fern von ihrer Aufsicht. Das wird ihren Zorn beschwichtigen, ihr Urtheil mildern und leicht erreichen wir auf diesem Wege ein Ziel, das unsern Wünschen entspricht.“

Sie redete noch weiter, während der Doctor gedankenschwer auf und abschnitt. Er ließ sie ausreden und keines ihrer Worte entging ihm.

„Sie zählen auf Großmuth?“ fragte er, als sie ausgeredet hatte. „Nein! täuschen wir uns nicht, von jener Seite her sind alle Hoffnungen abgeschnitten. Diese Entführung bricht den Stab über uns.“

„Aber wir wurden entführt, wider Willen. Denn daß Ihr Gewissen schuldlos ist, sah ich an jeder Ihrer Geberden. Kein Vorwurf fällt auf uns.“

„Und wird man uns glauben, wenn wir es tausend Mal versichern? Liegt nicht der Argwohn gegen uns auf der Hand? Die Last der Schuld fällt auf uns, und wir werden verdammt werden.“

„Lieber unschuldig Unrecht leiden, als —“

„Schuldbewußt zum Siege gelangen,“ unterbrach der Doctor. „Dieser Grundsatz übt, ich bekenne es, auf mich eine unwiderrufliche Gewalt aus. Dennoch regt sich in mir ein Etwas, eine Stimme der Natur. Täuschen wir uns nicht mit Bildern der Hoffnungen, die unmöglich sind. Wenn wir zurückkehren,“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, indem er dicht an sie herantrat; „wenn wir zurückkehren, so sind wir für einander verloren, und“ — seine Hand auf die ihrige legend — „ich weiß nicht, ob ich es trage, sie aufgeben zu müssen. Fanny! ich hebte vor diesem Schritte zurück, als er noch nicht gethan war, und wahrlich! ich hätte ihn nie gewagt. Jetzt, da er gethan ist, schwanke ich, ihn zurück zu thun. Verblenden wir uns nicht mit leerer Sophistik! Bethören wir uns nicht mit dem Raisonnement über Pflichten, die wir gegen uns selbst haben. Der kindliche Gehorsam ist eine ewige unauslöschliche Pflicht; wohin käme es mit der Eintracht der Familien, mit dem Familienglück, wenn sie nicht wäre? Ja! es ist christlich, sich selbst zum Opfer zu bringen. Aber Fanny! ich glaube, ich kann nicht leben ohne Sie, und in diesem Augenblicke bilde ich mir ein, daß ich Leben und Ehre hingeben, ja! daß ich eine Sünde begehen könnte, wo es Ihr Glück gälte. Handeln Sie nun! Entschließen Sie sich nun! Ich bin Ihr getreuer Trabant, der Ihnen auf jedem Wege folgt.“



Bei den letzten Worten wandte Fanny das Gesicht, das ihm zugekehrt gewesen war, ab. Die Hand mußte die Thränen, welche ihren Augen entquollen und durch den heftigsten innern Kampf hervorgepreßt wurden, verbergen. Sie sank ins Sopha; er trat von Neuem seine Wanderung an.

Der Muth, den er nicht hatte finden können, so lange es in seiner Hand lag eine Entscheidung zu seinen Gunsten gewaltsam dem Schicksal abzurufen, kam ihm jetzt, wo er mit Fanny allein war, wo er das Glück ihrer Nähe genoß und um so deutlicher erkannte, daß ihm und ihr die Nothwendigkeit nur die Wahl zwischen Sieg und Tod gewährte. Er wollte Fanny keine Gewalt anthun; sie sollte frei sich entschließen und er war bereit, wenn sie es forderte, sich zu opfern; wenn sie es gewährte, glücklich zu sein.

Nach einer Weile wandte sich Fanny heftig emporspringend zu ihm und ihre Thränen stockten. Es schien, als hätte die Kraft, welche Rosenschild soeben gewonnen, in ihr ein Schogefunden, oder ein gleiches Element angeregt.

„Der Kampf ist schwer,“ begann sie. „Zwei Stimmen der Natur im Widerspruche! Ich weiß mich aus diesem Wirrsal nicht zu finden, Sie selbst vermögen es nicht, warum soll ein Weib sich scheuen, ein gleiches Geständniß zu machen? Aber Sie sagen, Sie fühlten sich stark, meinem Glück die Opfer zu bringen, die für einen Ehrenmann die schwersten sind. Sie sollen mich nicht weniger willig finden, Alles für Sie zu thun. Was wäre Ihr Plan, wenn wir die Flucht fortsetzten?“

Die letzten Worte klangen ihm in den Ohren wie Musik. „Fanny!“ rief er, ihre Hand fassend, „Fanny!“ wiederholte er, sie zum ersten Male in seine Arme schließend, „hör' ich recht? Ist es wahr? Wirklich wahr? Du — Du willst freiwillig mein Weib werden? Du willst auf die Gefahr hin, Deiner Eltern verlustig zu werden, mir folgen? mir gehören? mein sein? mein?“

„Ja Tod und Noth und Glück und Unglück, in allen Stunden, die der Herr über uns werden läßt. Mag da kommen, was will; das Schwerste will ich mit Dir tragen, wie das Süßeste. Ganz, ganz will ich Dir gehören, ich will Dein Weib sein.“ Sie sagte dies mit einem Ton der Weihe,

mit dem Tone, der am besten verrieth, daß sie die hohe Feier dieses Moments erkannte.

Und „Amen!“ fügte Rosenschild hinzu und preßte sein Weib — von diesem Augenblick an betrachtete er sie also — noch einmal an sich.

Einen Augenblick später trat Heinrich ein und das Wunder war geschehen, das eine Verständigung möglich machte.

Glücklich und zufrieden, so leichten Kaufes seinen Plan durchgesetzt zu haben, ließ Heinrich den Pferden die Zügel. Er hatte keinen Grund mehr zu der Eile, die er vorhin gebraucht hatte und gönnte sich nun den Genuß des weiten lieblichen Thales, das von Waldgekrönten Höhen umschlossen, vom Strome durchzogen, vor ihm sich ausbreitete.

Rollt denn dahin nach der Stätte, wo euch das Glück lacht! Werft euch der sichern Ruhe des stillen Dörfchens in die Arme; nach langem Kummer thut die Ruhe Euch noth. Ich ahne es schon, daß wunderbare Freuden Euch erwarten, von der ewigen unnahbaren Weisheit Euch vorbehalten, um den Becher des Lebens mit all seinem Vermuth dadurch zu versüßen, genießbar zu machen. Wohl denen, die in sichern Port sind.

(Schluß folgt.)

### Ein Prager Musikant.

Erzählung von Hugo Goering.

(Schluß.)

An der Vollendung eines Jahres fehlte nur noch ein Tag, und auch der nicht einmal, sondern nur die sechs kurzen Stunden eines Abends. Es war Sylvester. In einer kleinen Residenzstadt Norddeutschlands war eine sonst nicht gewohnte Bewegung der Bewohner. Jedes schickte sich an, die letzten Stunden des Jahres noch recht nach seiner ihm liebsten Weise zu genießen. Hier und dort war Ball, anderswo hatten sich einige Familien zusammengesellt, die vereint das neue Jahr begrüßen wollten, und noch an einer anderen Stätte suchte man unter dem Schweben heiterer Töne sich über die Schwellen des Zeitmaases hinüberführen zu lassen. „Es sind Prager Musikanten hier!“ So hatte



der Freund dem Freunde im Vorbeigehn mitgetheilt. „Sie geben ein Concert in der Erholung, Du kommst doch dazu?“ hatte er darangeknüpft.

Böhmische Musikanten waren stets gern gesehen von den Musik liebenden Bewohnern der Stadt. Die einfach lieblichen Weisen, welche sie stets brachten, waren keine unerwünschte Abwechslung zwischen den Kunstgenüssen, welche die fürstliche Kapelle wöchentlich einige Male im Schauspielhaus bei Darstellung einer Oper gab. Deshalb war auch an diesem Tage der Saal reich von Zuhörern gefüllt.

Unter den Musikanten war Joseph. Unermüdblich war er von Stadt zu Stadt mitgezogen, und hatte sich durch sein Spiel manch freundliches Wort gewonnen. War er auch nicht der heitere harmlose Geselle wie die Uebrigen, so galt er doch bald als die Seele der Gesellschaft, und hatte sich ein gewisses Uebergewicht über die Andern zu erlangen gewußt. In seiner Briefftasche war auch schon mancher Thaler geborgen, und gutes Muthes sah er dem kommenden Jahre und einer reichen Ernte entgegen. Daß der erste Tag des neuen Jahres eine Aenderung seiner Pläne bringen werde, wußte er am letzten des alten noch nicht.

Am Morgen des Neujahrstages hörte er, daß der Briefbote bei dem Kellner des Gasthofs forschte, ob sich unter den Prager Musikanten einer seines Namens bestünde. Er gab sich als den Gesuchten zu erkennen, und erhielt einen Brief mit einer Aufschrift, die ihm unbekannt schien. An Franzel hatte er wohl geschrieben, daß sie ihren nächsten Brief nach der Stadt richten solle, aber weiter konnte es doch Niemand wissen.

Der Brief war von einem Verwandten Franzels, der ihm schrieb, daß das Mädchen krank, und er vom alten Lindenwirth beauftragt sei, ihn zur Heimkehr zu veranlassen, denn es sei dafür gesorgt, daß sich nun Alles zum Besten wenden solle.

Jetzt war für Joseph kein Bleibens mehr in der Fremde. Franzel krank, vielleicht gefährlich — das gab bei ihm sogleich den Ausschlag zur Reise. Ungern trennte er sich von seinen Genossen und versprach, wenn es möglich sei, wieder zu ihnen auf ihrer Weiterreise zu stoßen. So schnell es sich thun ließ, legte er den Weg nach der böhmischen Mark zurück, und stand drei Tage nach Empfang des Briefes wieder auf derselben Höhe, von der aus er vor

einem Vierteljahre mit einem Herz voll Hoffnung Abschied genommen hatte.

Je näher er dem Dorfe kam, desto langsamer ging er. Es war ihm doch gar zu eigen, jetzt gleich so geradezu in das Haus des Lindenwirths zu treten, dem er sich früher nur scheu genähert hatte. Doch die Liebe ließ nicht lange Bedenklichkeiten in ihm wach werden, und wie er von der Reise kam, trat er in das Haus. In der Stube traf er den Alten. Freundlicher, als er erwartet, trat ihm dieser entgegen und redete ihn an:

„Wenn ich auch früher nichts habe wissen wollen von einem Zusammensein zwischen Dir und meiner Tochter, so bin ich doch jetzt auf andere Gedanken gekommen, und es hat mir auch ganz besonders gefallen, daß Du so zuversichtlich und strebsam in die Fremde gegangen bist. Du wirst es nun schon wissen, daß Franzel krank ist, und daß ich es ihr habe zu Gefallen thun müssen, Dich wieder heimzurufen.“

So umgewandelt hatte sich Joseph den Alten nicht gedacht, und da er sah, daß das ihm nun nicht mehr im Wege stehe, wünschte er nichts sehnlicher, als sein Franzel in seine Arme schließen zu dürfen. Leider saß aber eben der Doctor am Bett und es wurde ihr nur nach und nach gesagt, daß Joseph wieder da sei.

Als er nun in die Stube trat, wo sie lag, fingen ihre bleichen Wangen an, sich wieder zu röthen, und heiter begrüßte sie den Geliebten. Diesem war es freilich anders zu Herzen, als er das abgehärmte, abgekehrte Mädchen liegen sah, aber er ließ sich Nichts merken, um ihr keine trüben Bilder vor die Seele zu führen. Sie selbst begann aber:

„Ja! ja! Joseph! so geht's! Nicht wahr, Du hättest dazumal nicht gedacht, als ich sagte, ich könnte nicht ohne Dich sein, daß es Wahrheit wäre? So weit bin ich nun gekommen durch das Sehnen nach Dir. Doch da Du nun wieder da bist, ist Alles wieder gut, und ich werde auch wieder schnell gesund werden. Laß nur erst wieder Frühling sein, daß ich hinausgehen, und mich von der Sonne anscheinen lassen kann, dann bin ich wieder in Kurzem so frisch als sonst. Das wünschte außer ihr Niemand sehnlicher als ihr Vater und Joseph. Und wirklich, seit dieser wieder da war, und täglich



in des Lindenwirths Haus kam, fing auch Franzel an wieder neu aufzuleben, und ihre Wangen waren sogar manchmal von einer lichten Röthe überhaucht. Je mehr das Jahr vorschritt, und je freundlicher draußen die Tage sich gestalteten, desto mehr besserte sich auch der Kranken Zustand. Alle glaubten nun an ihre baldige Genesung, nur der Arzt war still und ernst. Anfangs von Joseph geführt, aber bald allein, ging sie an sonnenwarmen Frühlingstagen heraus, und schöpste die frische Luft in die franke Brust ein. Wer sie sah, freute sich über die wieder zunehmende Röthe im Gesicht, aber Niemand wußte, daß gerade die festabgegrenzten Rosen auf ihren Wangen ein sicheres Zeichen von einem letzten Aufglücken und baldigen Verlöschen des Lebenslichtes waren.

Franzel nahm sich jetzt des Hauswesens wieder an, und fühlte sich wieder glücklich und froh. Da nun Alles so gut ging, und der alte Lindenwirth sich vollkommen mit Joseph ausgeföhnt hatte, so dachte er nun gern an eine baldige Hochzeit. Geschäftig, wie seit Jahren nicht, zeigte er sich jetzt wieder. Alles ordnete er selbst an, und Franzel durfte durchaus sich nicht übermäßig anstrengen.

Nach Ostern war die Hochzeit, so großartig hergerichtet, wie lange keine im Dorf. Drei Tage lang kamen die Gäste nicht vom Essen, Trinken, Tanzen und Singen weg. Die jungen Eheleute zogen es jedoch vor, dem tollen Treiben der Uebrigen zu entsagen, und schauten nur zu, so lang es ihnen beliebte.

Nach diesen Tagen des Wirrwars im Hauswesen, wurde es wieder stiller. Joseph und Franzel blieben beim alten Lindenwirth wohnen, da ihnen ja doch früher oder später das ganze Geböft zuviel. Der Alte fing nun an, sich weniger um die Wirthschaft zu bekümmern, und freute sich, wenn er seine alten Glieder im Lederlehnstuhl am Ofen dehnen konnte, während sein Schwiegersohn draußen die Wiesen abdämmen und die Felder besichtigen mußte.

Ein ungestörter Friede lag über der kleinen Familie. Joseph erzählte oft von seinen Fahrten

als Prager Musikant, und freute sich, nun doch so sicher in den Hafen seines Glückes eingelaufen zu sein.

Wo aber der Todeskeim einmal seine Wurzel geschlagen hat, da ist er nicht wieder auszurotten, und nicht zu zerstören. Immer tiefer senken sich seine Wurzelsäden in die körperliche Hülle des Menschen, um des Lebens Mark so recht auszufaugen.

Draußen wallte schon die grüne Saat fast ellenhoch im frischen Lenzeswind, und die weißen und rothen Aepfelblüthen fuhren in der Luft umher. Franzel war mit Joseph im Hausgarten gewesen, und hatte Salat gepflanzt. Das lange Rücken war ihr aber doch übel bekommen, und sie setzte sich, das Haupt zurückgelehnt, in ihres Vaters Lehnstuhl. Joseph war in der Stube und ordnete Sämereien. Auf einmal hört er von Franzel einen fürchterlichen Schrei, und als er nach ihr sieht, stürzt das rothe Blut unaufhaltsam zum Mund heraus. Er schreit um Hilfe, aber wer sollte da noch helfen? Der Lindenwirth kam, und sank kraftlos neben seiner Tochter zusammen. Der Blutandrang ließ nach, aber die Lebenskraft der jungen Frau war dahin. Sie konnte nur noch wenige Worte reden. Zu ihrem Manne sprach sie: „Joseph ich muß sterben. Halt' meinen alten Vater gut.“ Und für ihren Vater hatte sie die Worte: „Ich danke Euch viele Tausendmal, und will von Euch die Mutter grüßen.“ Das war auch Alles, was sie sprach. Darauf hob sich ihre Brust noch einmal, und fiel dann röchelnd in sich zusammen. Draußen vor dem Fenster stieg eben eine Lerche auf zum Himmel, immer höher, bis man sie nicht mehr sah.

Drei Tage darauf lag Franzel im Todenschrein. Sie wurde gegen Abend begraben. Die Sonne ging eben unter, als man sie zum Haus heraustrug. Der Abendwind erhob sich, und schüttelte die Zweige der alten Lindenbäume. Diese standen aber gerade in der Blüthezeit, und die dustenden Blüthen fielen auf den schwarzen Sarg.

Das war die Ahnung vom Sonntag vor Weihnachten.



## Tiberius Gracchus.

Tragödie in fünf Aufzügen von Moriz Heiberich.

Sonderbar! Der Communismus als Lehre unserer Tage ist uns ein Gräuel. Wir sehen in ihm die Ausgeburt krampfhaft ergriffener Seelen, erzeugt durch Umarmung mit dem Taumel der Revolutionslust; wir halten ihn für das große Loch, durch welches die Welt hinabstürzen und untergehen wird, und lesen nicht ohne Schaudern die von einflüchtigen Händen aufgepflanzten Warnungstafeln: Gerader Weg in den Urzustand. Viele halten ihn geradezu für das Gespenst, welches vorausverkündend hinter der Schwelle der Zukunft schwebt, sie sehen es drohend anschwellen, gefährvoll sich ausbreiten, und glauben den Augenblick nicht fernliegend, da es auf Sturmflügeln dahergebraust kommen werde. Andre erblicken in ihm nur ein Phantom, gleich den Zerrbildern einer Zauberlaterne. Alle aber zittern gleichwohl vor ihm. Und doch saßen wir vor wenigen Abenden vor einer diesem Gespenst verwandten Erscheinung, applaudirten, kunstrichterten, amüsirten uns. Freilich: *mortui non mordent*. Das Urbild der Erscheinung lebte vor mehr als zweitausend Jahren in einer Republik, welche ebenfalls längst von der Erde verschwunden ist, in einem fernabgelegenen Lande. Zum Ueberflus führte die Anschauung jenes Urbild noch auf manche beruhigende Betrachtung. So lange es sich auf dem Rechtsboden bewegte, blieb es machtlos, und als es sich vom Gesetzesbuchstaben emancipirt hatte, tobte es eben nur so lange, bis das Gesetz ihm einige tausend Schwerter in die Brust gestossen hatte. Ein Trost, daß es doch noch zu bändigen ist! —

Tiberius Gracchus war freilich auch kein Communist nach der Mode unserer Tage, die Rechtsverhältnisse des Alterthumes lagen noch bei weitem einfacher, als die der Gegenwart, und die politischen Strebungen der demokratischen Agitatoren desselben quellen nicht aus ungesunder Leidenschaft, aus sentimentalen Nührungen, und schwachmüthiger Gutherzigkeit, sondern aus einem ungemeinen Rechtsgefühl, aus Ueberzeugungen der gesunden Vernunft und aus politischem Fernblick. Roms uralte Gesetze hatten dem Eigenthume Schranken gesetzt; Licinius' Acker Gesetze hatten dieselben neu aufgerichtet, und zu befestigen gesucht. Beide waren vergessen worden. So mußte sich ein Proletarierstand entwickeln, dem gegenüber die Reichen, mehr und mehr des Bestzes an sich ziehend, als Tyrannen verfahren. Roms politisches System, seine wachsende Macht, drohte nicht nur die Freiheit der Völker zu verschlingen; sie mußte auch das Grab der Bürgerfreiheit werden, welche die Stütze eines reg-

sam, wohlhabigen Mittelstandes, also des bescheidenen Rechtsgefühles, der demokratischen Conservativität entbehrte. Von der Armuth bis zur Demuth, von ihr zur Bestechlichkeit und Slaverei sind wenig Schritte: die Verfassung Roms war auf allseitige Redlichkeit und Kraft gebaut, ohne welche Elemente keine einzige feste Staatsverfassung bestehen kann. In diesem Sinne drang Tiberius auf Erneuerung der Acker Gesetze. Er hatte aber zu viel Biedersinn seiner Schügelinge, zu wenig von der Selbstsucht der Großen in Anschlag gebracht und — fiel.

Die Tragödie Gracchus von M. Heiberich, hat sich dieses Stoffes bemächtigt. Eine Erstlingsarbeit, trägt sie doch nicht die gewöhnlichen Schwächen derselben. Bühnengeschicklichkeit, Tüchtigkeit des Arrangements zeichnen dieselbe aus. Die Schwierigkeit, durch die Massen des Volks auf den Bretern eine gefällige Wirkung zu machen, ist namentlich bei dem Zustand der modernen Bühne keine geringe. Sie ist mit Gewandtheit beseitigt worden. Dem Stück selbst fehlt es nicht an Momenten eines anerkennenswerthen Aufschwungs; obwohl nicht zu verkennen ist, daß die Verständigkeit in der Produktionsweise des Verfassers das Hauptmoment bildet. Diese ist es auch, welche dem Tableau des ersten Aktes einen bedeutenden Werth gibt, und im dritten so spannend fesselt und fortreißt. Was dem Geschmacke unsres Weltalters nicht zusagt, ist der Mangel des Gefühlselementes, das zwar mannichfach erscheint, aber doch nicht reichlich genug für unsre Neigung daherströmt. Freilich liegt dasselbe fast ganz außer dem Bereiche des historischen Stoffes. — Die Komposition ist einfach, fast zu einfach für ein fünftätiges Stück. Nachdem sich Gracchus von der Treulosigkeit und Selbstsucht des Senates überzeugt hat, (1. Akt) geht er an die Ausführung seines Reformplanes. Er läßt seinen Gesetzesvorschlag von Freunden und Kundigen prüfen, und dann ihn öffentlich anschlagen, und unerschüttert durch die drohende Warnung des Schwagers Scipio (2. Akt) eilt er zur Volksversammlung. Indes hat Nasika den Freund Tiber's, Octavius, auf die Seite des Senates gelockt, der als dessen Mittribun sein Veto gegen das neue Gesetz erhebt. Der Berrathene klagt und wüthet, fleht und zürnt, mahnt und droht — vergebens. Da faßt ihn Leidenschaft, er läßt vom Volke Octavius absetzen (3. Akt) und seiner Würde entkleiden, und hat nun einen neuen, wirklich entschiedenen Feind mehr, allein sein Gesetz hat gesiegt. Der Senat ist somit zum Aeußersten gedrängt. Nasika, Octavius und deren Partheigänger beschließen Tiber's Tod, durch einen Aufstand, welchen sie von bestochenen Plebejern bei der Tribunenwahl wollen hervorrufen lassen. Gewarnt und gebeten von der



Mutter geht Dieser dennoch in die Versammlung (5. Akt), ohne jedoch dem Vorschlag des Marius Gehör zu geben, welcher ihn antreiben wollte, mit Waffen den geweihten Ort zu besuchen, und das Volk zur Wehr gegen die Unterdrücker zu rufen. Er kommt wehrlos, unbeschützt und — das Beschlossene geschieht: Liber fällt, ehe noch Cajus, sein Bruder, die Wahlstatt erreichen und Hilfe bringen kann, und ihm bleibt nichts, als der Schwur der Rache, wie der Mutter nichts als die Trauer um den edelsten Römer, der ihr Sohn gewesen.

In dieser ungemainen Einfachheit beruhen zwei Schwierigkeiten für den Dichter, von großer Bedeutung. Sie legte ihm erstens die Nothwendigkeit auf, durch das poetisch-geistige Interesse, durch die Macht der psychologischen Entwicklung und der ethischen Ideen das zu ersetzen, was an äußeren Spannungen und Verwickelungen fehlt. Es ist derselbe Fall, wie mit körperlich von der Natur nicht glänzend ausgestatteten Menschen, welche durch die Pracht ihres Geistes gleichwohl fesseln und entzücken können. Die zweite Schwierigkeit besteht darin, daß der Dichter, je leichter sein ganzes Werk bis in die kleinsten Theile zu überschauen ist, um so sorgfamer daran arbeiten muß, daß bei sorgfältigster künstlerischer Abrundung jedes Gliedchen des Organismus darin wirklich lebe, das Alles nothwendig, nichts als überflüssiges Beiwerk erscheine.

In Bezug auf den ersten Punkt ist vom Dichter viel geschehen. Allein in der That sind es nur drei Charaktere, welche unsre Aufmerksamkeit durch ihr Eingreifen in den Gang der Handlung beanspruchen: Liberius, Oktavius, und Nasika. Von diesen dreien zieht nur Einer unsre Empfindungen an sich, während weder Oktavius noch Nasika Theilnahme oder Besorgniß erwecken, Ersterer von Beiden aber nur im zweiten, dritten und vierten, letzterer nur im 3., 4. und 5. Akt erscheinen, und Liber's Schicksal selbst ist seit der ersten Scene des vierten Actes schon entschieden. Schon in diesen kurzen Andeutungen liegt es begründet, daß der dritte Akt gleichsam den Kern der Tragödie bildet, und daß die folgenden eher nachschleppen als sich steigern. Die natürliche Folge davon ist, daß dieselben nicht mehr so hinzureißen vermögen wie ihr Vorgänger. Eine reiche psychologische Entwicklung dagegen ist dem Stücke dadurch unmöglich gemacht, daß alle Charaktere vom Anbeginn des ersten Actes an schon fest stehen, daß wir sie, anstatt in den Uebergängen wie Knoße, Blüthe, Fötus und reife Frucht, sogleich gereift und fertig sehen. So blieb also dem Dichter nichts übrig, als die Poesie der Situationen, und daß er diese mit Fleiß, Talent und Geschmack ausgebeutet hat, das ist das Moment, welchem er den Beifall derer, die sein Stück sahen, verdankt.

Mit minderm Glück hat Heiderich die zweite Klippe umschiffet. Nicht weniger als drei Personen, Scipio Africanus, Cajus und Kornelia erscheinen in dem Stücke als unwesentlich, unwesentlich selbst für die Exposition der Sitten und Zustände, die Darstellung der historischen Atmosphäre, in welcher die Handlung vorgeht. Die Scenen, in welchen sie erscheinen, fördern weder den Vorschritt des Drama, noch sein Verständniß. Im Drama aber schlägt alles Unnütze in sein Extrem um, es wird gefährlich; das Nichtförderliche wirkt hindernd und störend und spannt das Interesse des Zuschauers ab. Der zweite Nachtheil wächst daraus unmittelbar hervor. Das nicht Wesentliche scheidet sich vor unfremem Verständniß aus, es bildet ein Ding für sich und besteht im Ganzen, wie die Schmarogerpflanze im Marke des kräftigen Baumes, den sie aussaugt und absterben macht. Und ganz so, wie diese Pflanzen das Mark des Baumes, in dem sie wurzeln, reißen jene Schmarogerepisoden die Aufmerksamkeit an sich und von der Hauptsache weg. Sind diese Episoden nun vollends nicht abgeschlossen, so erregen sie eine Unbefriedigtheit und ein Mißvergnügen in uns, das neue Gefahren dem Beifall des Dichtwerkes selbst erweckt. Denn wenn nichts so erfreulich auf uns wirkt, als die Befriedigung schon aufgegebener Hoffnungen, so mißstimmt uns nichts so sehr, als das Aufgeben von Erwartungen, welche von außen her angeregt, unsern Blick auf eine neue Welt gelenkt hatten. Der Dichter aber soll dieses nie thun, wenn er durch diese Welt mit uns nicht zu gehen und sie uns ganz zu zeigen vermag. Daß er hier den Vorhang vor Dingen niedergehen läßt, deren Grundwurzeln er uns nun selbst schon vorgewiesen, danken wir ihm nie, und es geschieht dies durch die Art und Weise, wie sowohl Marcus' als Cajus' Rollen sich abschließen.

Und diese und oben erwähnten größern oder kleinern Mißstände in Fabel und Bearbeitung mögen der Grund sein, weshalb das Stück nicht gewaltiger in die Massen eingegriffen hat. Noch trägt es zu sehr das Gepräge der Studie, deren zwar theilnehmende Kunstfreunde, aber nicht eine schau- und figellustige Menge sich erfreuen mögen. —

Den Kunstfreunden gewährte es einen in doppelter Hinsicht erfreulichen Abend: durch sich selbst und durch die Art seiner Darstellung, welche eine vortreffliche heißen muß. Geschmackvolles Arrangement, wackere Inszenirung, zulängliches Studium der Rollen, welches wir hier mit eben soviel Vergnügen hervorheben, als wir sonst das Gegentheil gerügt haben — kurz jeder Zug der Darstellung gab uns den Beweis, daß unser Personal wohl befähigt ist, Tüchtiges zu leisten, und den alten Ruf der hiesigen Bühne als des Glanzpunktes deut-



scher Kunst nicht gänzlich fallen zu lassen. Die Herrn Deetz und Kläger und von Othegraven (Liber, Masika, Oktavius) verdienten gleich hohen Beifall. Andere Rollen waren freilich minder glücklich; allein bei manchen lag dies ausschließlich an dem Mißgriff der Besetzung. Daß unter solchen Umständen Frä. Schäfer (Kornelia) den-

noch so vielfach gefiel, lag in der edlen Größe des mütterlichen Wesens, welche sie ihrer Haltung, Rede-weise, sogar hier und da ihrem jugendlichen Organ abzugewinnen wußte, und zeugt für ihren hohen Kunstberuf.

H. Werner.

## F e u i l l e t o n .

**Erdenglück.** — Berlin. Herrmann Schulze 1850. 2 Bände. — Bei enger An- und Durch-einanderflechtung der einzelnen Theile doch als eine Reihe von Erzählungen zu betrachten. Die Verfasserin (schon durch ihre „Ernstste Stunde“ nicht mehr unbekannt,) läßt also auf dem Titel den Anspruch auf den Namen Roman mit Recht bei Seite. Wenn auf der einen Seite das Buch nicht über die Schilderung von Familien- und Heirathsgeschichten hinausgeht, so ist es dafür in diesem Kreise auch trefflich zu Hause, und hält die Schranken um so weislicher inne, als die Verfasserin das weibliche Herz sehr genau, den Mannescharakter fast gar nicht zu kennen scheint, weshalb sie auch in Darstellung jener fesselt, erfreut und rührt, über die Darstellung dieser rasch hinweggeht, und wo sie dabei verweilt, weibliches Kolorit wählt. In der dargestellten engen Welt wohnt alle Poesie des Gefühls und Stillebens, angeweht von der Weihe streng christlicher Religiosität, welche in dem Grundgedanken der Gesamtsabel: „nur im Entsagen, im Selbstopfer wurzelt das Glück!“ sich am deutlichsten ausspricht. Doch ist diese fromme Tendenz weder aufdringlich noch ausschließlich, so daß die Poesie sehr wohl vor ihr bestehen kann. Von dem schönen dichterischen Talente der Verfasserin zeugt das Märchen auf S. 161 ff. Das Buch wird in der lesenden Frauenwelt Glück machen, denn es ist frischer, klarer und gesunder als die meisten seiner den Stempel des Geschlechts ihrer Urheber tragenden Brüder.

**Zur Belehrung unsrer Pietisten** von F. v. Drieberg. — Berlin. Hempel. — „Unter Pietisten — die auch Peter oder Mucker genannt werden — versteht man in der protestantischen Kirche jene religiösen Gesellschaften, die zum Zwecke haben, den blinden Köhlerglauben und die Pfaffenherrschaft voriger Jahrhunderte wieder zurückzuführen.“ Mit diesen Worten Beckers stellt uns der Verfasser auf den Punkt, zu verstehen, was ihm die Pietisten seien. Sein Schriftchen ist eine Plänkerei gegen die strenge Orthodoxie, mit kleinen Waffen geführt, denen jedoch hier und da

die Spitze nicht fehlt. Der Autoritätsglaube an den theologisch-christlichen Gott und seine Weltregierung führt nothwendig zu einer gefährlichen Mystik, und diese Bahn, einmal eingeschlagen, wendet sich gänzlich aus dem Bereich der Menschenvernunft und Erfahrung in die Weiten einer vagen Schwärmerei hinaus, der schließlich die Heiligenlehre des Papismus eben so giltige Wahrheit ist, als die Brotwandelung Luthers. Dieß der Gedankengang des kleinen Buches, dessen Logik, aus dem Kreisgange unserer letzten Philosophiesysteme her austretend, doch das Verdienst hat, auf einen bestimmten Punkt loszugehen, nämlich die Erkenntniß der Weltregierung und ihrer Quelle aus der Art und Weise, wie wir die Welt regiert sehen, zu erschließen.

\* r.

In einer Gesellschaft wurden viele lustige Geschichten und gute Einfälle zum Besten gegeben, und auch gehörig gelacht. Ein junger Mensch, der allein an der allgemeinen Fröhlichkeit nicht Theil zu nehmen schien, wurde von der Frau des Hauses gefragt, warum er nicht mitlache? Worauf er zur Antwort gab: „Ich küß die Hand, ich habe schon gelacht!“

**Ein lustiger Kauz,** der mit Stöcken handelnd in den Landstädten herumzog, rief beständig, indem er seine Waare feilbot: „He, wer Geld hat, kriegt Prügel!“

**Ein kleines Badeabenteuer.** Ein milder, freundlicher Himmel wölbt sich über den schönen gesegneten Fluren des freundlichen L., welches dieses Jahr von Fremden aus allen Gegenden sehr besucht war, um der Hygiää zu opfern, und von ihr Gesundheit und neues Leben zu empfangen.

Es waren dieses Jahr viele Personen von hohem Range hier, Engländer und Russen, auch unter den literarischen Notabilitäten befand sich diesmal die K. L. L. hier.

Ich habe seit Jahren viele Lieder und Novellen von dieser genialen, wirklich mit Dichtergeist begabten Frau, mit Vergnügen gelesen, und später viel von ihrer Gabe, aus dem Stegreif zu dichten, gehört; desto mehr überrascht war ich jetzt, als ich sie sah.



Ich speiste im weißen Hof zu Mittag, und da ich eben Gelegenheit hatte, den freundlichen Wirth zu sprechen, so fragte ich ihn dies und jenes. —

„Die berühmte L. wohnt auch bei mir, und kommt dann zum Speisen,“ sagte er mir unter anderm, und ich, auf meine Geschicklichkeit, Menschen von geistiger Bedeutenheit leicht unter der Menge herauszufinden, bauend, sagte zu meinem Freunde Elwin: „Ich werde sie gleich erkennen, unter hundert Damen.“

Eine junge hübsche Dame, die mir zur Linken saß, und die ich schon seit vier Tagen kannte, lächelte und flüsterte: „Sie könnten sich doch irren, und ich wette, ich wette“ —

„Wetten Sie!“ rief ich, sehr erfreut, eine Gelegenheit zu haben, eine Wette mit der hübschen Wienerin einzugehen.

Sie verwettete das Band, das so glücklich war, ihren Hals zu umschlingen; ich verwettete ein hübsches Schmuckstück, und ihre Mutter, so wie mein Freund Elwin, waren Zeugen unsers Vertrags.

Eine Dame nach der andern trat ein — „Nun?“ fragte meine Nachbarin, so oft eine eintrat, „nun?“ Ich schüttelte den Kopf, endlich traten zwei Damen in den Saal, eine groß, imponirend, mit blihenden blauen Augen und reichem blondem Haar; sie trug ein weißes, reich gesticktes Kleid, einen Strauß von Blumen im Gürtel, einen wohlkleidenden, etwas phantastischen Kopfsputz, und einen bunten Shawl.

Die andere Dame im dunkelgrünen Kleide, das feine braune Haar einfach gescheytelt, fiel mir neben dieser schimmernden Erscheinung gar nicht auf. Die Damen setzten sich mir gegenüber, und die Blonde forderte mit heller Stimme Speisen und Wein, die Andere bat leise und bescheiden um Suppe. —

„Das ist die L., — dachte ich, und richtete mein Wort an die Blonde, welche die himmlische Gegend mit lauter Begeisterung pries, wobei ich den Dresdner Dialekt hörte. Sie sprach lebhaft und freundlich, aber man sah es ihr an: sie wußte, daß sie gestel, sie wußte, daß sie gut sprach, sie deklamirte mir auch ein recht schönes Lied vor, das ihr Gemahl, der Schriftsteller L. auf dem Donnersberg ins Fremdenbuch eingeschrieben hatte, und nannte es ganz unbefangen: ein schönes Lied.

Ich sprach mit ihr über Literatur und Kunst, und erwähnte mehrmals, daß ich viel von ihrem schönen Talente gehört habe, worauf sie mir antwortete: „Das freut mich; ja Jeder, der mich einmal kennt, kommt wieder zu mir!“ Es klang eben nicht so bescheiden, wie ich diese Frau immer hatte schildern hören, aber einer so belobten, oft ange-

sungenen Frau verzieh ich diese Aeußerung. Die grüنگekleidete Dame, die ich, weil sie mit ihr eingetreten war, für ihre Gesellschafterin hielt, sprach mit ihrem Nachbar, einem alten Obersten, über die böhmische Kochkunst mit sanfter, leiser Stimme, und beantwortete alle seine Fragen mit himmlischer Geduld. Die blonde Dame ging jetzt, die andere blieb zurück. —

„Verzeihen Sie, sind sie mit dieser Dame hierhergereist?“ fragte ich sie.

„Ich kenne sie gar nicht!“ antwortete sie freundlich, und sah wieder auf den Teller.

„Nicht — nun so entschuldigen Sie meine Frage, aber diese Dame ist eine höchst interessante Frau, es ist —“

In demselben Augenblicke wurde die Dame von einer andern mit einer sehr tiefen Verbeugung begrüßt: „Du hier Karoline?“ rief sie freudig, „darf ich denn noch Du sagen, zu Dir, ehemals meine Gespielin, und jetzt eine so berühmte Frau?“ — Da wurde das blasse Gesicht der Dame im grünen Kleide dunkelroth, ihre Augen, deren Schönheit ich jetzt erst erkannte, füllten sich mit Thränen, „wie kannst Du so mich kränken?“ sagte sie, stand auf, verbeugte sich, und ging fort mit der Dame.

„Nun, haben Sie sich recht mit Madame L. unterhalten?“ fragte mich jetzt der Wirth, und deutete nach der Thüre.

„Wie, die Dame im grünen Kleide, mit dem schüchternen Wesen wäre —“

„Ist Deutschlands erste und einzige Improvisatrice!“ sagte lachend die hübsche Wienerin.

„Und Jene, die Blonde meine ich?“ —

„Eine Pugmacherin aus Dresden!“ antwortete Elwin.

Ich sagte kein Wort, aber ich weiß es, daß ich dergleichen Wetten in meinem Leben nicht wieder eingehe. —

**Große Verlegenheit.** Ich bin in Bezug auf die Aufführung der heutigen Oper in großer Verlegenheit,“ sprach der Director einer herumziehenden Truppe. „Kein Wunder, wurde ihm entgegen, „Sie haben auch lauter verlegene Waare bei ihrer Gesellschaft.“

Ein Herr **Barthelemy** in Paris hat im Faubourg du Temple ein neues Theater erbaut, welches, von merkwürdigen technischen und akustischen Prinzipien ausgehend Außerordentliches leisten soll. Das Orchester ist in der Höhe; sein Resonanzboden kann gestimmt werden. Tonröhren von der Bühne aus leiten den Schall der Stimmen, nach der Anzahl, in der sie eben gebraucht werden, stärker oder schwächer, in den Zuschauerraum. Die Bühne ist um ihre eigne Achse drehbar, und durch diesen Organismus werden die originellsten und reichsten Ver-



wandlungen möglich: es lassen sich mittelst derselben sogar Erscheinungen, wie die entgegengesetzte Strömung eines Flusses und eines Menschenzuges darstellen. Auch der Zuschauerraum weicht seiner Konstruktion nach, von den gewöhnlichen Bühnen ab.

Zugleich wird gemeldet, daß **Grillparzer's Sappho** für die Rachel eben übersetzt werde.

In Wien ist eine Oper **Paquita**, ein Werk des Komponisten **Deffaer**, im Kärnthnertheater zur Aufführung gekommen. Man schreibt von einem Achtungserfolg des Ganzen, in welchem nur der erste Akt von den beiden übrigen als vorzüglich dagestanden habe. Der Komponist wurde indessen viermal gerufen.

**Schnell resolvirt.** Bei der großen Feuersbrunst, die in Francisco in Californien wüthete, brannte auch ein großes Restaurations-Local ab. Während dasselbe noch brannte, konnte man beim Licht der Flammen ein Placat vom Besitzer dieser Restauration lesen, worauf stand: Geschäft verlegt nach der **Montomery-Straße**; **Table d'Hote** täglich 2 Uhr, Speisen à la carte zu allen Stunden, wie in dem gegenwärtig brennenden Hause.

**Curiosa.** Denon und Champillon waren mit Napoleon bei dessen Feldzuge in Italien und entdeckten dort im päpstlichen Stuhle, auf welchem der heilige Petrus gefessen haben soll, die arabische Inschrift: „Es giebt nur einen Gott und Muhammed ist sein größter Prophet.“ Wenn nun Muhammed 571 nach Christus geboren war, und Petrus Zeitgenosse von Christus war, wie kann er auf dem Stuhle gefessen haben?

Die Engländer sind gewiß ein loyales Volk, aber nicht immer vom besten Geschmack im Ausdruck ihrer Loyalität. So haben jetzt die Londoner dem neugebauten Abzugskanal in Whitehall den Namen „**Victoria ceiver**“ beigelegt. Eine zarte Dame und eine Königin zu einer **Dea Cloacina** zu machen, bemerkt der „**Examiner**“, das sei doch unanständig.

Ein in New-Orleans verstorbenen Pflanzers und Arzt, **Macdonough**, hat sein ungeheures Vermögen von 10 Millionen Dollars fast ganz dem Staate zur Gründung von Schulen vermacht.

Die Dampfschiffe auf dem Rhein, der Themse, der Elbe, der Schelde etc. halten durchaus keinen Vergleich aus mit denen, welche auf den amerikanischen Flüssen fahren. Diese Letzteren sind „schwimmende Paläste“ und einige derselben leisten Unglaubliches in rascher Fahrt, denn manche dieser Dampfriesen auf dem Mississippi können 25 (engl.) Meilen in einer Stunde zurücklegen. Freilich fliegt auch sehr oft ein solches Dampfschiff in die Luft.

**Stahlfederfabrikation.** Einer der ersten Stahlfederfabrikanten in England, **Gilot**, hat so eben bei Birmingham die Besitzung einer der „ältesten Familien des Landes“, den **Noels**, **Katlon-Park**, für 600,000 Thlr. gekauft. Wie viele Stahlfedern mußte der Mann wohl verkaufen, um diese Summe zu verdienen und zu erübrigen?

Das Orchester der großen Oper in New-York zählt unter 72 Künstlern: 27 Böhmen, 12 Deutsche, 9 Franzosen, 8 Engländer, 7 Italiener, 4 Spanier, 2 Ungarn, 1 Polen, 1 Portugiesen und 1 Neger aus Afrika. Eine buntere Mischung von Nationalitäten wird man schwerlich in einem andern Orchester der Welt finden, und sie alle verbindet die gemeinsame Sprache der Harmonie.

**Auch eine Nachtwandlerin.** In der Provinz Preußen giebt es jetzt eine Schauspiel-Unternehmerin, welche, wenn das Geschäft nicht geht, als **Somnambule** reist!

**Solche Geldmännchen sind jetzt selten.** In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es zu Paris einen Graf von Lauragois, der mit der Sängerin **Arnour** das Sümuchen von 100,000 Livres verthat. Bald wendete sich aber der Graf von ihr ab und knüpfte ein Verhältniß mit der Länzerin **Heinel** an, die in ihrer Bescheidenheit nur einen Jahresgehalt von 20,000 Livres verlangte. Ihr großmüthiger Bewunderer aber zahlte ihr die Summe dreifach, gab ihr ein Jahresgeschenk von 30,000 Livres, eine prächtig eingerichtete Equipage und überdies ihrem Bruder 20,000 Livres. Dies geschah zu einer Zeit als der Brodmangel in Paris aufs Aeußerste gestiegen war!

„Es reicht hin“ — sagt die Zeitschrift **Union**, das Organ des Legitimisten **Berryer** in Paris — „es reicht hin, den letzten Sitzungen der National-Versammlung beigewohnt zu haben, um sich zu überzeugen — heute ist das Ungeheuer wieder erschienen; heute hatte es neuen Muth gefaßt, seinen Rumpf geschüttelt und den Schweiß bewegt! Das Ungeheuer ist nicht das aus Schillers Drachenkampf: es ist die Demokratie, alias der Sozialismus. Man sieht, auch die Furcht hat ihre Rhetorik und Phantasiekraft, und die davon sich erschüttern lassen, müssen einer Restauration die Hand freudig bieten.“

Dagegen hat **Lamartine** den Plan einer Geschichte der Restauration gefaßt und mit mehreren Verlegern darüber verhandelt. Das Werk, das eben ein exemplum docet sein soll, wird 8 Bände umfassen, und der Band mit 50,000 Fr. honorirt werden. Werden solche besonnene Warnungen gegen das erschreckende Angstschrei der Tagespresse etwas ausrichten? Die Entwicklung der Politik wird ihren nothwendigen Gang nehmen, die Reaction den letzten entscheidenden Schritt thun.



So legt uns auch ein neues Werk von **Delsner Montuegué**, dem bekannten Publicisten, betitelt die Roth und Blau, Pariser Corruptions-scenen, die Zukunft aus.

Das Buch nennt sich einen Tendenzroman. Was sich künstlerisch dagegen sagen läßt, gilt eben dem ganzen Genre. Es beruht auf einer Verstandesabstraktion, von welcher ausgehend, es sich eine Fabel zusammenstellt. Auf je speciellere Lebens- und Zeitfragen es eingeht, desto mehr wird es der Prosa zuneigen. Allein die an Beispielen dargestellte Wahrheit wirkt auf den Leser um so packender, wie wir seiner Zeit an dem Freiherrn von Sandru Breitschneider erlebt haben.

Was dem vorliegenden Werke an Poesie abgeht, ersetzt es durch pikanten Inhalt. Wir verweisen darauf. Hier nur soviel: Der Roman spielt im Jahre 1853. Die Republik Frankreichs ist der Restauration unterlegen, die sich mit den bekannten Mitteln festgesetzt hat. Die Restauration aber unterliegt wieder der rothen Republik, welche endlich dem zerrütteten Reiche eine Festigkeit verschafft. Warten wir den Ausgang der Prophezeiung, wie nicht anders zu thun, ab! Im Allgemeinen mag es freilich damit seine Wichtigkeit haben, obschon manche ihrer Voraussetzungen (das Buch ist im Anfang vorigen Jahres geschrieben) sich schon verändert haben.

**Kavalierwit.** Ein feines treffenden Witzes wegen bekannter Kavalier, den die Natur rückfichtlich seines Haupthaares sehr spärlich bedacht hatte, traf in einer Gesellschaft mit einem nicht minder witzigen Herrn zusammen, der zwar mit ihm ein gleiches Schicksal hatte, aber diesen Fehler durch eine Charles Kapick'sche Metallique sehr sorgfältig zu ver-

decken suchte. „Ei! sieh da, Plato!“ rief der Letztere dem Erstern entgegen, „wie geht's?“ „Danke, gut, lieber Perikles!“ war die Antwort.

**Auch eine Uebereilung.** Ein Bischof sollte auf seiner Dispositionsreise durch eine kleine ungarische Stadt kommen, woselbst man ihm mehrere Ehrenpforten errichtete. Unglückseliger Weise hatte man aber über die Richtung, von welcher er kommen sollte, nicht die gehörigen Erkundigungen eingezogen, so daß dem würdigen Prälaten bei seiner Einfahrt in's Städtchen ein hellerleuchtetes „Lebewohl!“ und bei seiner Ausfahrt aus demselben ein glänzendes „Vivat!“ entgegen schimmerte.

Ein **60jähriger Jüngling** wollte sich einer zwanzigjährigen Schönen beim Hinweggehen von einem Ballo mit den Worten zum Begleiter aufdringen: „Mein Fräulein, ich gehe doch wohl mit?“ — „Nein, Sie gehen nicht mit;“ versetzte schnippisch die Schöne.

**Paris** lacht viel über einen reichen Ruffen, der am 1. Januar ganz besonderes Unglück hatte. Er machte einer Dame den Hof und wollte ihr zum neuen Jahr etwas schenken. Um auch das rechte zu treffen, fragte er sie, was sie sich wünsche, „die schönste Kaze.“ Es wurde also eine Katzenmustrung angestellt und als der Fürst die schönste gefunden zu haben glaubte, kaufte er ein Halsband für 50,000 Fr. hing es dem Käzchen um und begab sich mit demselben in die Wohnung der Dame. Diese stand rasch auf und ging auf das Thier zu, das aber wild wurde und ohne sich lange zu bedenken durch das Fenster sprang — mit dem kostbaren Halsbande und trotz allem Suchen nicht wieder aufzufinden war.

## A n z e i g e n .

**Allen Damen von Bildung und Geschmack** können nachstehende, wahrhaft feine Toiletten-Gegenstände auf's Angelegentlichste empfohlen werden:

**Dr. Edw. Johnson's aromatische Mund-Essenz**, von höchst angenehm erfrischendem, ganz reinem Geschmack — anerkanntes Mittel wider unangenehmen Geruch aus dem Munde; auch sehr empfehlenswerth bei eingesehten Zähnen. — Das Fläschen mit Gebrauchsanweisung kostet 20 Sgr. Preuß. Cour. franco.

**Orientalische Schönheits-Pastillen**, nach einem persischen Recept vom Bergrath Dr. Hoffmann bereitet, sind unbezweifelt das vorzüglichste Mittel zur Erlangung oder Beförderung eines tabellosen

Teints, welcher dadurch ganz zuverlässig erzielt wird, ohne der Haut im Geringsten zu schaden. — Die Schachtel nebst Gebrauchsanweisung kostet 1 Thlr. Preuß. franco.

**India-Extract** gegen Sommerprossen. Dieß untrügliche Mittel vertilgt sicher diese häßlichen Flecken, von welchen in der Regel gerade diejenigen Damen verunziert werden, die den feinsten Teint haben; es ist durchaus unschädlich und seit einer langen Reihe von Jahren bewährt. — Das Fläschen kostet mit Gebrauchsanweisung 2 Thlr. Preuß. Cour. franco.

Darüber, daß alle diese Mittel keine schädlichen Bestandtheile enthalten, sind Zeugnisse des berühmten Chemikers, Professor Dr. Artus in Jena, beigegeben. — Diese Mittel sind einzig und allein zu beziehen von Dr. Ferd. Jansen in Weimar.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.